

Rainer B. Jogschies
Nirwana der Nichtse
– Von Normalität und Abweichung:
Das „globale Dorf“ und die Verdörflichung des Globus

Die für die derzeitige Mainstream-Berichterstattung grundlegende, vielbeschworene „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ scheint allmählich zu einem explosiven Widerspruch in sich zu werden: Je weniger der Alltag der Menschen und auch der Politiker die Medien interessiert, desto unheimlicher werden die scheinbaren Sensationen darin, die er für kurze Zeit hervorbringt. Je kürzer das Interesse, desto länger die darauffolgende lähmende Interesselosigkeit.

Die „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ ist nichts eine als pure Verwertungsmechanik der ansonsten unaufmerksamen Medien. Sie behauptet das Gegenteil dessen zu sein – genau so wie sie Nichtigkeiten als selbstvernarrte Wichtigkeit präsentiert. Ökonomisch ist jedenfalls nicht, sich auf wenige Meldungen zu stürzen und diese dann überdimensional abzuhandeln, allenfalls wirtschaftlich. Es verhöhnt die frühere Gate-Keeper-Rolle der Medien. Als „Wächter“ sollten sie nicht gleich alles hereinlassen, was anklopfte, sondern für die Mediennutzer sortieren. Nur so wäre der Gebrauch „abgewogen“. Genau genommen wird ja nicht das Wahrnehmen „ökonomischer“. Und wie könnte „Aufmerksamkeit“ ökonomisch sein? Es sei denn, es entstünde Schaden durch Unaufmerksamkeit. Dieser Schaden wird freilich von den Medien so gut es geht kaschiert: Denn im derzeitigen Verwertungsdenken der Medien wird nur noch etwas „wahr“ genommen, welches möglicherweise nicht einmal Teil des Ganzen, sondern seine Ausnahme ist. Das ist die Sensation. Das Wichtige wird so schnell verschlissen. Das Unwichtige tritt an seine Stelle. Aber das mit Macht.

Kopfschüttelnd registrierte die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, dass beispielsweise der Anschlag von New York schon bald nach dem 11. September 2001 von den Schlagzeilen zur betrogenen Ehefrau Sabine Christiansen verdrängt wurde. Deren Gatte und Produzent der gleichnamigen Sabelshow *Sabine Christiansen*, hatte ihre beste Freundin auch zu der seinen gemacht. Die Globalisierung (oder richtiger: die weltweite Verwertung) der Berichterstattung schlägt solcherart mal mehr oder weniger schnell und heftig in Provinzialität um, die eine demokratische Öffentlichkeit auf Dauer ersticken könnte.

Die ersten medialen Folgen nach dem „11. September“ sind bereits fatal. Es wird nach der Jahrtausendwende in 2001 beispielsweise kaum noch etwas dabei gedacht, dass das Morden und Sterben in Afghanistan, der tägliche Terror dort, in den selteneren Berichten aus der Ferne zurücktritt hinter die angeblichen „militärischen Erfolge“. Die geheimen militärischen Kommando-Aktionen werden allenfalls beraunt.

Stattdessen wurde beispielsweise zum medial aufgeblähten ersten „Jahrestag“ (ein monströser Begriff für das Datum eines Massenmordes) des «11. 9.» lieber wieder aus jener scheinbar heimeligen, unheimlichen Provinz berichtet, in der die späteren Täter jahrelang unbescholten gewohnt hatten. Nur blieb unklar, warum sie in Hamburg-Harburg kurze Zeit „zu Hause“ waren. Es ist nicht interessant genug. Aber was ist daran interessant, lediglich kurz die Oberflächlichkeit des Ortes zu zeigen, Straßen und „Anwohner“?

Dies ist noch verheerender für die öffentliche Wahrnehmung als die bereits zuvor immer wieder geschilderte Wirklichkeit Harburgs, die allerdings nicht „große Geschichten“ reichten und doch alles andere als Provinzposen sind. Beispielsweise, dass Ulrich Klose, der Nachfolger Herbert Wehners im „sicheren“, aber hundsarmen Wahlkreis, zu den mit „Staatsknete“, wie es bei seinen Wählern sonst heißt, am besten alimentierten deutschen Abgeordneten gehört. Er „wohnte“ stets in Harburg-Wilhelmsburg, „wahltechnisch“. Wohntechnisch wäre bei einem Sozialdemokraten, der gerne aufs Arbeitermilieu pocht, zu vermuten: In einem der fast vierzig Prozent „Einpersonenhaushalte“ im Stadtteil mit durchschnittlicher Wohnfläche von nicht ganz dreißig Quadratmetern. Er erhalte an staatlichen Leistungen – alle Ruhestandsgelder und Auf-

wandsentschädigungen zusammengerechnet, so hat der „Spiegel“ einmal überschlagen – ca. 25.000 EUR monatlich, also etwa das durchschnittliche Jahreseinkommen eines Wilhelmsburgers im Jahr 2002 (wenn er denn eines hatte). In Harburg wissen viele Wähler nicht, womit sich ihr teurer „direkter“ Wahlkreisabgeordneter Klose derart „verdient“ gemacht hat.

Wer wollte darüber erzählen, wer wollte darüber lachen? Harburg ist das Nirwana der Nichtse. Hier wohnen Menschen, die nicht angesprochen werden wollen. Sie sind einigermaßen zufrieden mit ihrem Dasein am Rande eines immer unbestimmter werdenden Lebens. Sie sind Zuhause. Wenn sie sagen, sie führen „in die Stadt“, dann meinen sie jenes Sammelsurium aus Einkaufspassagen und Shopping Malls, das kleinbürgerliche Sozialdemokraten für weltläufiges Flair und den Beginn einer nach-industriellen Zukunft wähten. Wenn sie sagen, sie führen „nach Hamburg“, dann klingt das nach großer Expedition – obwohl die S-Bahn kaum länger als eine Viertelstunde bis zum Zentrum braucht.

Sie wollen nicht gestört werden in ihrer Zurückgezogenheit und im unaufgeregten Unbedeutendsein. Eine der ältesten Lokalzeitungen Deutschlands, die *Harburger Anzeigen und Nachrichten*, stellt die Anzeigen gleich im Namen vor die Nachrichten an die erste Stelle – ein provinzieller Prototyp der gar nicht so neuen „Neuen Medien“!

In dieser kleinen, so fatalen Welt können einem doch Nachrichten von Welt gestohlen bleiben! Wenn man nur erfährt, wo sich welcher Dreißigjährige wann zum Fegen der Fußgängerzonenbesteuerung einfindet und sein Junggesellensein damit öffentlich lächerlich gemacht wird. Wenn man nur weiß, wann der Heimfelder Schlachter um die Ecke endlich wieder mit lustig grinsenden Schweine- und Rindszeichnungen für das Ende der Nachdenklichkeit aller Fleischfreunde wirbt. BSE wird hier eher wie eine ehrenvolle Kriegsversehrung gesehen. Unbedeutsamkeit ist hier jedenfalls kein Problem! Unbedeutsamkeit ist nur der große Bruder der Unauffälligkeit. Und auffallen will hier kaum einer. Aber wer in der Welt eigener Bedeutungslosigkeit lebt, weil überall woanders Bedeutsames hergestellt wird in sich überschlagenden Nachrichten, dem verschwindet allmählich auch der Bezug zu beidem: Wie soll der, der nicht mehr wahrgenommen wird, die Welt überhaupt noch „wahr“ nehmen? Es sei denn in seinen kleinen Grenzen.

Andersherum die Entgrenzung, das Ausrasten aus diesen Rastern: Der „Märtyrertod“ ist die Flucht aus der Unauffälligkeit, vor allem aber aus der Unbedeutendheit.

Die weithin akzeptierte „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ ist – mit der Bindung an Quoten und ähnlich irren Instrumenten – ausgerechnet diesem Diktat der Auffälligkeit unterworfen. Also jenen, die auffallen wollen, wenn auch nicht gleich – und nicht denen, die das auf keinen Fall, „lieber nicht“, wollen. Es sei denn, sie sind beispielsweise Friseur in Hittfeld nahe Harburgs und fühlen sich verpflichtet, vom Frieden zu singen – nicht nur vor Kunden, sondern beim Europäischen Chanson Grand Prix.

Aber das Auffallen ist letztlich nur im Unauffälligen, also wie in Harburg, möglich. Da reizt Harburg mit seinen Harburgern, die genau das Gegenteil wollen, besonders.

Eine Wirkung bemisst sich daran, wie bizarr und krass das Schreckliche oder nur Schrilles aus dem Alltag hervorsticht. Wenn es sein muss wie ein Teppichmesser.

Gewachsene und geschaffene Strukturen der Öffentlichkeit überlagern sich solcherart gefährlich. Ehemals diktierte in Dörfern die enge Nachbarschaftlichkeit eine miefige Kontrolle. Die vielgepriesene „Anonymität der Großstädte“ allein macht davon nicht „frei“. Es bedarf dafür erst der lokalen Öffentlichkeit. Sie ermöglicht eine offene Gemeinschaft und Gesellschaft. Für eine Demokratie ist das lebensnotwendig. Merkwürdigerweise wird der Begriff „Öffentlichkeit“ inzwischen ungeniert nur noch mit der „Ökonomie“ verknüpft – kaum aber mit dem einer „vierten Gewalt“. So waren die Medien einmal in Demokratietheorien etwas pathetisch und idealtypisch bezeichnet worden. Wenn es nicht mehr zu einem Austausch unter Freien und Gleichen kommen

kann – beispielsweise durch die rigidisierte „Ökonomie“ der Öffentlichkeit, mittels einer Verquotelung des Verquasten und Verquasselten oder vermittels einer „Globalisierung“ von Sensation und Schrecken – dann sicken plötzlich wieder dörfliche Strukturen ein. Einerseits machen die Medien dieses „Dorf“. Andererseits bestimmen religiös verbrämte Zirkel mit geheimbündelndem Kommunikationsgehabe wie Al Quaida, was die Medien darin zur „Nachricht“ machen. Polizeiliche Kontrolle kann dieses Kommunikationsgefälle zwischen miefig und fremd, zwischen Sensation und Alltag nicht aufheben. Es ergänzt sich. Es geht auch nicht darum, „Schläfer“ in Schlafstädten aufzuscheuchen oder stille Netze aufzuspüren, wo die Menschen längst versponnen sind. Die Stille ist schon das Netz. Das Unauffällige ist schon das Auffällige, weshalb die sogleich nach dem 11. September von Sicherheitscholerikern eingeläuteten Rasterfahndungen – anders als noch bei der Suche nach der *Roten Armee Fraktion* (RAF) im „Deutschen Herbst“ 1977 – nicht nach den „Abweichungen“, sondern nach den „Normalitäten“ fragten.

Das „Problem“ ist also nicht, wie in den ersten Berichten immer wieder dargestellt, dass die „Terroristen“ in Harburg gar nicht auffielen unter all den „normalen“ Bürgern, sondern umgekehrt: Die Bürger fielen neben den Terroristen schon nicht mehr auf (und jene ihnen sowieso nicht). So ist inzwischen die „Logik“ der freien Staaten gegenüber ihren Bürgern ...

(...) Erstaunlicherweise gibt es ja kaum noch Journalisten, die sich der „Gegen-Öffentlichkeit“ zuzählen würden. Es gibt da schon mehr Journalisten, die lieber in Zirkeln von Politikernade ihr Brot frühstücken. Es fehlt ein grundständiger und handwerklich abgesicherter Journalismus, eben jener, der früher in gesellschaftspolitischen Theorien gerne als undefinierter und ungeschützter Garant der „Vierten Gewalt“ mystifiziert wurde.

Zu einer demokratischen Öffentlichkeit gehörten freilich – im gesellschaftlichen Zusammenhang gedacht – eben andere mediale Kommunikatoren, die sich ihrer gesellschaftlichen Rolle bewusst und nicht der aktiengesellschaftlichen Quote ergeben sind – sowie eine Bürgergesellschaft, die wieder voneinander wissen will, wer der Nachbar ist (ohne ihn dadurch bestimmen zu wollen).

Denn es ist doch schon merkwürdig, dass das angeblich zum Jahrtausendbeginn bestimmende Prinzip des Nachrichten- und Sensationsjournalismus, die „Ökonomie der Aufmerksamkeit“, in anderen Medienbranchen völlig anders und im Alltag so gut wie überhaupt nicht funktioniert. Die immer wieder mit Erfolg im Kino zu besichtigende Sensation, dass ein Mann eine Frau begehrt, oder dass Singles sogar in einer Großstadt zueinander finden, widerspricht dieser vorgeschobenen, verlogenen Behauptung der bloß noch in Erfolg Verliebten, die sich mit Quoten statt mit Qualität oder gar Zärtlichkeit schmücken. Bei einem Fußballspiel, bei dem zweiundzwanzig Männer eine Lederkugel über Rasen bugsieren, kann die Aufmerksamkeit ebenso hoch sein wie bei den ersten Schritten eines eigenen Kindes oder denen eines Menschen auf dem Mond.

Und es ist doch auch denkwürdig, dass Menschen mühelos über die Weltpolitik miteinander reden, zumal die militärische. Sie maßen sich Urteile über das Geschehen in fernen Ländern an wie dem Irak oder Afghanistan. Diese tun sie am Stammtisch, in Leserbriefen oder in der S-Bahn kund. Aber vom Nachbarn wissen sie nichts. Da halten sie „sich raus“.

Mit anderen Worten: Erst wenn nicht mehr aus Harburg berichtet werden „muss“, sollte aus Harburg berichtet werden.

Diese Textauszüge stammen aus den Einleitungskapiteln:

Rainer B. Jogschies: Nirwana der Nichtse. Ortskunde
Nachttischbuch-Verlag, Erstausgabe Berlin, September 2005,
280 Seiten zu 24,50 Euro (ISBN: 3-937550-02-X)

Rainer B. Jogschies



Nirwana der Nichtse

Ortskunde

Nachttischbuch-Verlag

Nirwana der Nichtse. Ortskunde

New York am 11. September 2001. Zwei Wolkenkratzer stürzen in Schutt und Asche zusammen. Sie beerdigen dreitausend Menschen. Der Rauch lichtet sich. Die Fläche, Ground Zero genannt, wird „frei“ geräumt. Aber was nach jenen Anschlägen mit Passagierflugzeugen gegen eine Stadt verlorenging ist, kann nicht sofort erkannt werden.

Der Blick fiel kurzzeitig auch auf einen unbedeutenden Stadtteil am anderen Ende der Welt: Harburg. Ist das der Punkt Null, an dem alles seinen Ausgang zum Ground Zero nahm? Gewiss nicht. Oder vielleicht doch? Hier lebten mindestens drei der mutmaßlichen Attentäter. Kaum einer kannte sie dort. Niemand will die kennen, die neben ihnen lebten. Niemand interessiert sich hier für Niemanden. Allenfalls einmal, wenn der in der Zeitung steht.

Es ist also wie überall. Doch war Harburg immer wieder ein Ort, auf den die Welt verdutzt sah: Schlagzeilen hinterließen über Jahrzehnte eine bizarre Chronik der Ereignisse. Sie ist unerzählt. Seit dem 11. September ist das Erzählen schwerer geworden. Die Geschichten wirken noch unglaublicher. Die Sprache scheint zu versagen. Aber der Redeschwall nimmt kein Ende. Und auch der Alltag nach den Anschlägen – von Politikern als notwendige „Normalität“ gegen den Terrorismus ins Feld geführt – wird unglaublicher. Jeder will mitleiden. Aber keiner will Schmerzen.

Dies ist ein Gang durch ein Archiv der kleinen Geschichten aus Harburg, die irgendwann große Themen wurden und werden. Der „Gang der Dinge“ nicht als eine Chronologie, sondern als Splitter des Seins – eine Ortskunde im wörtlichen Sinn, aus jener Zeit, als das Medien-Etikett „Terrornest“ gerade noch zum Schicksal fehlte. Es ist auch ein Kaleidoskop der Katastrophen im Kleinen, mit Reportagen und Features, die sich wunderbarlich zusammenfügen: Von einem Kriegsdienstverweigerer, der sich ans Kirchenkreuz kettete, von einem Umweltbeauftragten, der auf Kampfgasvorräte achten musste, von einem Tonbandtechniker, dessen Heimat unter Giftschlamm erstickt wurde, von einem Süchtigen, dessen Tod die Freunde seelenruhig abwarteten ...

Diese Sammlung kurzer Geschichten vom ausgehenden Zwanzigsten Jahrhunderts spitzt die Frage zu, die sich nicht erst seit dem „11.9.“ stellt – und mit Bomben von Niemandem beantwortet werden kann: Was bedeutet das Leben noch, wenn uns die Menschen nichts mehr bedeuten?

Nirwana des Nichts. Erdkunde ...

Die Rede vom „Globalen Dorf“ nimmt durch die weltweite Allgegenwart der Medien eine eigenartige, ja bedrohliche Gestalt an: Mord und Terror scheinen zugleich nebeneinander und sind doch (noch) fern.

Die dafür grundlegende „Ökonomie der Aufmerksamkeit“, die Wichtiges von Unwichtigen zu trennen vorgibt, scheint allmählich zu einem explosiven Widerspruch in sich zu werden: Je weniger der Alltag die Medien interessiert, desto unheimlicher werden die darin scheinbar verborgenen Sensationen, die er – wie die „Attentäter aus Harburg“ – für kurze Zeit hervorbringt.

Die Globalisierung der Berichterstattung stürzt solcherart unmerklich ins Gegenteil: In die Provinzialität. Sie sieht kurz hin und lange wieder weg. Das könnte die demokratische Öffentlichkeit ersticken: Wenn wir nicht beizeiten anhören, was noch zu erzählen ist außer Sensationen und Schrecken. Dies Buch ist ein Plädoyer für einen subjektiven Journalismus.

Nachttischbuch. Erstausgabe Berlin 2005

280 Seiten zu 24,50 Euro (ISBN: 3-937550-02-X)



Nirwana der Nichtse.

Ein Beginn

11

Geographie des Gewöhnlichen.

Geschichten

39

Babylon Towers Revisited.

Ein Ende

215





Marienstraße 54, „Terrornest“ (Harburg),
unten: Ausgang Bahnhof Harburg



Unten: Ausgang S-Bahnhof Harburg-Rathaus,
hin zur Marienstraße. Gebaut als Atombomben-
bunker





Rainer B. Jogschies

Nirwana der Nichtse. Ein Beginn 11

Geographie des Gewöhnlichen. Geschichten 39

Karrieren einer Stadt. Lebensgefühle

Von Clowns und Helden. 48
Einen Kopf zu lang. 54
Rabes kurzes Leben. 64
Gewissen, angekettet. 69
Musik für Schmidts. 74
Auf allen Stühlen. 77
Wunderkerzen und Tschingerassa. 85

Betreten verboten. Heimatgefühle

Menschen am Rande des 20. Jhdt. 122
Betreten verboten. 136
Friedhofsruhe. 141
Das Maß, auf das der Mensch schrumpft. 144
Wohnungseigenbedarf. 153
Bomben, Warten im Garten. 160

Moment-Aufnahmen. Zeitgefühle

Herr und Knecht. 201
Blauer Planet. 206
Fünzig Meter große Freiheit. 209

Der Müll, die Stadt und Untote. Körpergefühle

Saubermann vom Dienst. 90
Kesselwagen, Mikrogramm. 96
Zimmer mit Auto. 103
Arsch abfahren. 110
Den Ort umgehen. 113
Abgeschaltet, Luftschnitt. 116

Sonderplanung. Heimatwillen

Aussperrung. 169
Plan, Sonderplan. 173
Verteidigung der Demokratie. 176
Minuten für Milliarden. 181
Technologiezentrum. 183
Eintritt frei. 186
Kleiner Bahnhof. 190
Stadt in Trümmern, feiern. 193

Babylon Towers Revisited. Ein Ende

Von Unsäglichem und Umsagtem
– Die Kunde von den Orten 217

Der Autor 275

Rainer B. Jogschies

Blitzkrieg gegen sich selbst: Die NON-STOP-GESELLSCHAFT

Wir haben immer mehr Zeit für uns, aber keiner hat mehr Zeit für sich. Alle wünschen sich Zeit zu haben, aber wer sie endlich hat, wird ausgegrenzt. Dies Buch soll ermutigen, mit dem eigenen Leben behutsamer umzugehen, die eigene Zeit und die anderer nicht zu verschwenden, sich auch nicht unter Stress setzen zu lassen von dem allgegenwärtigen Zeit-Druck, der Bestandteil unserer Kultur und Sprache geworden ist.



Blitzkrieg gegen sich selbst: DIE NON-STOP-GESELLSCHAFT ...

... ist eine essayistische Bilanz

- unserer Zeit-Armut bei gleichzeitigem Zeit-Überfluss,
- der kurzatmigen Freizeit nach der Arbeit und nicht-endender Freizeit durch Arbeitslosigkeit,
- und der anarchischen Zeit-Verschwendung im Voll-Stress und durch zeitraubendes Zeit-Management.

**... wendet sich an alle Gestressten
und ebenso an alle Gelingweilten**

- Die auseinanderdriftende Diskussion um Zeit-Souveränität einerseits und Zeit-Management andererseits wird fokussiert auf den unzufriedenen Einzelnen.
- Gewerkschaften, Parteien und Manager, die sich bisher erfolglos an beiden Reizvokabeln abgearbeitet haben, zählen ebenso zum Leserkreis.

Nachttischbuch. Sich lesen.

Copyright © Nachttischbuch, Berlin 2004

212 Seiten zu 21,50 Euro (ISBN: 3-937550-01-1)



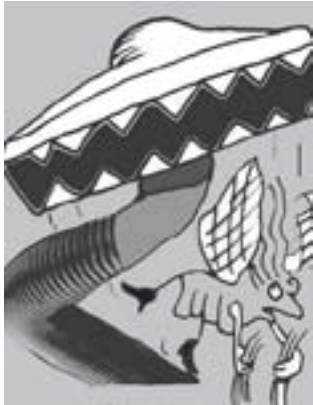


„Voll – das ist wohl nicht das Wort. Der Nachttisch quillt über,
er ächzt, er stöhnt auf seinen vier Beinen
– übrigens ist das kein Nachttisch mit einer Nachttopf-Garage,
wie Katrinchen sagt, das wollen wir festhalten.

Aber vor lauter Büchern ist er gar nicht mehr zu sehen.
Kein Wunder ... ich bin so lange fortgewesen ...
Jetzt ... jetzt ist der Moment gekommen,
wo du nachlässig ein paar geografische Namen hinschreibst, p!
Was wir alles gesehen haben!
Afrika nackt und angezogen, Edschmid gelesen,
Afrika war schöner, in Berlin jewesen, dreimal rumgetanzt ...
zur Zeit wohne ich postlagernd, mir selber gegenüber,
und da steht der Nachttisch und sieht mich an.“

Kurt Tucholsky,
»Auf dem Nachttisch«, 1930

Und welches Buch liegt
gerade auf Ihrem Nachttisch?
Nachttischbuch-Verlag. Sich lesen.



Das gehört auf Ihren Nachtisch:

Michael Hasenfuß nennt seine Dichtkunst „schrabbelgereimte Balladen“. Wer sie liest, fängt bald selber zu reimen an. Wer sie hört, der schmunzelt oder lacht bald. Hasenfuß versteht es, eine zeitgemäße Sprache zu kombinieren mit Klassischem und Komischem ...

Das ganze Leben ist ein Gedicht. Doch auf manches kann man sich einfach keinen Reim machen.

Ganz anders bei Michael Hasenfuß: Der Schauspieler und versierte Rezitator weiß sich auf alles einen Vers zu schmieden – selbst wenn das Leben mal leidig läuft. Ihm geht es um die großen und die kleinen Geschichten im Leben. Nämlich beispielsweise von einem Perlhuhn, dem ein Haubentaucher einmal dumm kam, oder von einem Kreuzritter, der tapfer auszog, sowie Oma Hedwig, die das Rauchen nicht lassen konnte. Und dergleichen. Das ist der Stoff für Balladen klassischen Ausmaßes. Da darf das Versmaß auch mal wackeln.

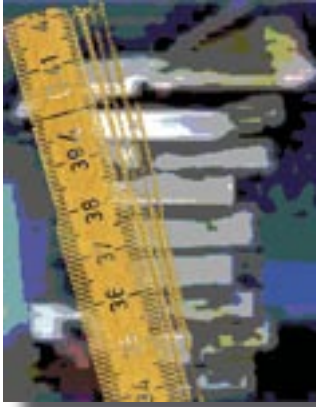
Michael Hasenfuß erscheint erstmals und wirkt doch vertraut. Denn er steht in der Tradition der Tragödien, die lachen machen, seien sie von Schiller, Wilhelm Busch, Joachim Ringelnatz und Heinz Erhardt.

„Der Vampirette rohe Kraft
hat's mit Leichtigkeit geschafft,
die Motte Frieda zu entreißen
einem ehemalg weißen
Flokati, der, vorm Klo plaziert,
selbiges dezent verziert,
und in dem sich uns're Frieda
so wohl fühlte wie nie da ...“



Michael Hasenfuß, Schrabbelgereimte Balladen vom Scheitern.
104 Seiten zu 14,80 € (ISBN: 3-937550-04-6)





Das gehört auf Ihren Nachtisch:

Rainer B. Jogschies schildert in seiner Satire „Der Buchmesser“ den kurzen Erfolgsweg eines jungen Autors auf der Frankfurter Buchmesse. Zwar wird er sein Manuskript nicht los, dafür aber palettenweise die Bücher anderer Autoren, die Verlagen als unverkäuflich galten ...

Helma Nehrlich schrieb dazu im Fachmagazin für Journalisten „M – Menschen machen Medien“ unter der Überschrift „Fast schon ein Tatsachenroman“: „Früher beschrieb man solche Pilgerreisen unter Titeln wie „Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“. Da gab es allerdings noch keine Buchmessen, keine Großraumwagen bei der Bahn, keine Party-Bewirtungs-Coupons, keine allgegenwärtige terroristische Gefahr, geschweige Verleger, die ihre Neuerscheinungen an Versandhändler verramschen, um im Gegenzug palettenweise Ladenhüter loszuwerden.“

Und Anne von Blomberg redete den Lesern des Internetportals „Read-Me“ gut zu: „Diese „Kurze Erzählung vom Ende des Erzählens“ schildert das Drama eines Autors, der nichts weiter will, als einen Verleger finden. Sollte auf der Frankfurter Buchmesse doch nicht so schwer sein, oder? Es ist hoffnungslos. Ich weiß es aus eigener Erfahrung, habe aber nie gewagt darüber zu schreiben, weil ... man will sich ja nicht alle Chancen bei den Verlagen kaputtmachen. Rainer B. Jogschies hat mehr Mut. Er machte aus seinen Buchmesse-Erlebnissen eine kleine, böse Satire. Auf sich als verzweifelten Autor, auf die Verlagsmenschen, die ganze Messe. Oder nein. Eigentlich ist es gar keine Satire. Jogschies schildert die Realität. Die albernen Begrüßungszeremonien, die schlimmen Besäufnisse, die Arroganz der „anerkannten“ Autoren und den überwältigenden Hochmut der Verleger und ihrer Helfer. (...) Wenn Sie an einem Besuch der nächsten Frankfurter Buchmesse herumüberlegen, um Ihr Manuskript anzubieten – genießen Sie vorher dieses Buch. Als Aufputschpille. Wenn Sie dann trotzdem hinfahren – ich drücke Ihnen beide Daumen.“

Rainer B. Jogschies: Der Buchmesser. 132 Seiten zu 14,80 € (ISBN: 3-937550-00-3)

